Das Herz des Knaben wurde heiß und trunken vor Sehnsucht. Er wollte ihn haben, den Schmetterling, er wollte ihn seiner Mutter bringen, wollte mit ihm spielen. Aber das zarte, gelbe Ding ließ sich nicht so leicht greifen, schien es darauf abgesehen zu haben, den Jäger zu narren, der mit flehentlich ausgestreckten Händchen, ohne rechts und links zu schauen, hinter ihm her lief. Ueber die Straße, durch ein großes, weit geöffnetes Gittertor, und dann — ja, dann über eine große, eben erst mühselig geglättete Fläche, die der Gärtner mit viel Schweiß und Eifer hergerichtet hatte.

Die kleinen, tapsigen Füßchen also liefen über diese so mühevoll glattgestampfte und eingeebnete Erdfläche, viele Dutzende häßlicher Löcher und Spuren hinterlassend, bis — bis sie plötzlich vor einem großen, finster aussehenden Mann haltmachen mußten.

Dieser dunkle Mann griff mit beiden harten Fäusten nach dem Kinde, er schrie irgend etwas sehr Böses, sein Gesicht war rot vor Wut, als er mit der Hand auf die angerichtete Verwüstung deutete. Aber das Kind dachte nur an den Schmetetrling, der nun, seiner Sache offenbar sicher, sich für einen flüchtigen Augenblick auf der Mütze des Mannes niederließ. Der Kleine also hob die Augen zu dem fremden, bärtigen Gesicht, sah die zarten, gelben Flügel des Schmetterlings leise auf und nieder gehen — nun konnte es ja gar nicht anders kommen, der Mann würde helfen, das wunderbare, leuchtende Wesen einzufangen.

Darum also weinte und schrie der Knabe nicht, trotz des harten Zugriffs, sondern sah mit dem süßesten, freundlichsten Lächeln zu dem Fremden empor. Und es mußte wohl dieses Lächeln sein, das den Bösen entwaffnete, also daß seine Faust das Kind losließ und ein gutmütiges Licht hell aus seinen scharfen Augen brach.

Ja, nachdem der Knabe ihm nun noch mit überstürzten, kindlichen Worten klar gemacht hatte, worum die Jagd ging, bemühte er sich selbst, etwas steif und schwerfällig, das goldschimmernde Fabelwesen einzufangen. Was ihm freilich nicht gelang, vielleicht, weil er sich nicht allzu große Mühe gab. Aber gleich tröstete der Mann den Knaben: „Hier gibt es viele solche Dinger," sagte er, den Enttäuschten an der Hand zur Pforte leitend, diesmal natürlich vorsorglich auf gebahnten Wegen. „Komm nur morgen wieder, da werden wir schon einen fangen."

Natürlich versprach der Kleine mit vielen schwerverständlichen Worten, wiederzukommen, und reichte dem Bärtigen zum Abschied höflich dankend seine kleine Patschhand.

Aber er konnte sein Versprechen nicht halten. Denn am selben Abend wurde er sehr krank. Ja, es kam so weit, daß er seine Umgebung nicht mehr erkannte, daß er in heftigen Fieberträumen sich in seinem Kissen wälzte und sein schmaler, schmächtiger Kinderkörper sich mit geheimnisvollen, roten Flecken bedeckte.

Einmal jedoch, halbwegs auftauchend aus den Dunkelheiten des Unbewußten, die schmerzenden Augen zu einem schmalen Spalt öffnend, sah er rechts und links neben dem Gitterbettchen Vater und Mutter sitzen und mit angstvollen, besorgten Blicken ihn betrachten. Und neben dem Vater stand der Onkel Doktor.

Das alles sah der Knabe ganz deutlich. Aber er sah noch mehr. Er sah, im Schatten hinter dem Bett, einen großen Mann stehen, einen bärtigen Menschen mit hartem, bösem Gesicht. Der beugte sich jetzt langsam vornüber, streckte die große knochige Hand nach der Kehle des Kindes.

Der Kleine hatte Angst, furchtbare Angst. Große Schweißtropfen traten auf seine Stirn. Schreien wollte er, schreien — aber kein Wort kam über seine trockenen, aufgesprungenen Lippen.

Da, im letzten Augenblick, als die Hand sich schon ganz fest um seine Kehle preßte, entsann er sich des Mannes im Garten — damals, als er den Schmetterling jagte. Hatte der nicht auch so böse nach ihm gegriffen? Und dennoch plötzlich losgelassen? Ja, war er nicht sogar zum Schluß ganz freundlich gewesen? . . .

Der Schmetterling! An ihn mußte er denken, und plötzlich erschien ihm der Fremde garnicht mehr so unheimlich. Er wandte ihm mit einer leisen, matten Bewegung das Köpfchen zu und — ja, und dann blickte er ihn an, mit einem süßen, bittenden Lächeln, das wie Sonnenlicht sein blasses Gesicht überglänzte.

Im selben Augenblick war der Fremde verschwunden. Der Doktor murmelte etwas von „Krisis" und „Ueber den Berg" und schüttelte erst der Mutter und dann dem Vater die Hand. Die begannen plötzlich zu weinen, ganz still, mit zuckenden Schultern, während sie sich zugleich in einer Art ansahen, als wären sie froh. Das sah drollig aus, und der Kleine begriff nicht recht, was es bedeutete.

Die Mutter beugte sich über ihn und küßte seine schweißnasse Stirn. Es war das Letzte, was er wahrnahm, ehe er in den tiefen, langen Schalf fiel, der jeder Genesung vorangeht.

Die Diva und der Frack.

Von Dr. Artur Landsberger.

Der Verkäufer Alfred L. ließ sich bei einem Schneider in der Lützowstraße einen Frack für 280 Mark bauen. Als er damit auf den Filmball ging, sagte seine Freundin, die Edelkomparsin Eveline Schröter, deren Name hier zum ersten Male in die Oeffentlichkeit dringt: „Den Frack hast Du wohl von Deinem Großvater geerbt?" Daraufhin erhielt der Schneider den Anzug mit Zahlungsverweigerung zurück.

Heute steht Alfred L. vor dem Richter und erklärt: „Der Schneider wußte, daß ich mir den Frack nur bauen ließ, um bei meiner Freundin, der Filmdiva, eine gute Figur zu machen."

Der Beklagte muß sich den Frack überziehen. Sodann marschieren die Sachverständigen auf. Zunächst der vom Gericht bestellte. Er erklärt: „Der Frack ist gute Maßarbeit. Er sitzt. Auch das Material ist gut. Der Preis von 280 Mark ist angemessen."

Der Sachverständige des Beklagten, der Filmschauspieler X. — er ist bekannt, also hat er nicht nötig, daß wir ihn nennen — erklärt: „Ein Frack ist ein Kunstwerk, das nur wenigen Schneidern glückt. Gelingt er, so steigert er die Persönlichkeit seines Trägers, während er im Falle des Mißlingens eine Karrikatur aus ihm macht. In diesem Frack", und er weist auf den Beklagten, „würde Herr L. in jedem Gesellschaftsfilm unmöglich sein."

Der Sachverständige des Klägers, Leutnant a. D. v. S., jetzt Weinreisender, erklärt: „Der Frack ist tadellos. Als ehemaliger Offizier hatte ich Gelegenheit, in meiner Garnisonstadt Gnesen mit den Spitzen der Zivilbevölkerung gesellschaftlich zu verkehren. Ein so eleganter und so gut sitzender Frack wie dieser ist mir dort nicht begegnet."

Schließlich erscheint unter allgemeiner Spannung als Zeugin die neunzehnjährige Eveline Schröter. Nach ihrem Beruf gefragt, wird sie noch um eine Nuance blasser und erklärt unter Tränen: „Kontoristin."

Allgemeines Gelächter. — Alfred wird rot vor Wut und ruft: „Den Frack bezahlst Du!"

„Gern, Alfred!" erwidert sie schluchzend.

„Also vergleichen sich die Parteien?" fragt der Richter. Während der Kläger mit der Zeugin verhandelt, die sich, um Alfred nicht zu verlieren, bereit erklärt, den Frack in monatlichen Raten abzuzahlen, tritt der bekannte Filmschauspieler an sie heran und flüstert ihr zu: „Sie sind geschaffen für den Film. Ich werde Sie lanzieren."

Eveline strahlt und schluchzt. Dann wendet sie sich an den Kläger, weist auf Alfred und sagt: „Was geht mich denn sein Frack an?" Sie kehrt ihm den Rücken und verläßt am Arm des Filmschauspielers den Gerichtssaal.

Alfred reißt sich den Frack vom Leibe, wirft ihn zu Boden, trampelt wütend auf ihm herum — und wird verurteilt, dem Kläger den Preis von 280 Mark zu zahlen.

Frühe Stunde.

Der Morgensonne gold'ne Pfeile
Verfangen sich in ernsten Wäldern.
Die Lerchen schreiben Zeil' um Zeile
Ins Zelt und zwischen weiten Feldern,
Blumenumduftet, regt mein Dorf sich leise.
Rauchblaue Fahnen wehen um die Dächer,
Der Lindenbaum am Anger dehnt die Fächer,
Und irgendwo schon schnäbelt eine Meise.
Der Frühwind wandert durch das Schweigen
Und weckt traumschwere Ufererlen.
Die Gräser sind ihm kleine Geigen,
Umziert von Regenbogenperlen.

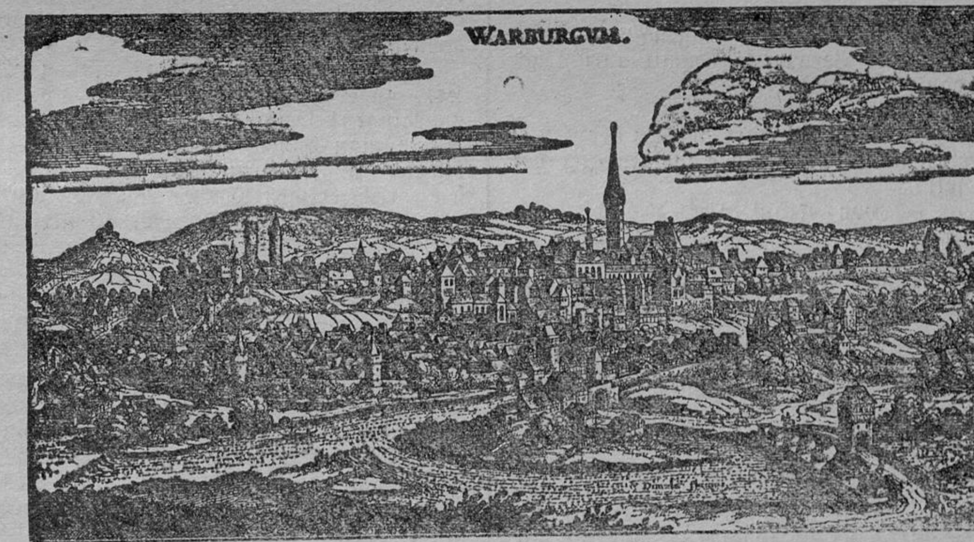
Franz Mahlke.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint zweimal wöchentlich

Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen.

Nachdruck der Originalbeiträge verboten.

Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 53 | 3. Juli 1929 | 4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6. (Nachdruck verboten.)

6. Fortsetzung.)

„Ich weiß es. Du bist nicht wie andere Frauen."

„Ich habe dir niemals nachgespürt. Aber heute, — jetzt weiß ich, daß es Augenblicke gibt, in denen man kaum verantwortlich ist für das, was man tut."

Er sah sie an mit einem besonderen Blick; es war, als wenn ein leiser Hoffnungsglanz darin aufleuchtete.

„Ja, Hedwig, es gibt solche Augenblicke." —

Langsam ging er noch näher zu ihr hin, machte dann wieder halt und fragte: „Du hast alles gehört?"

„Ich glaube, — das Wichtigste wenigstens."

„Wichtig für dich oder für mich?"

„Sollen wir das trennen?"

„Nein, — verzeih'."

Sie schöpfte mit bebenden Lippen ein paarmal tief Atem: es kostete sie neuen Kampf, die nächsten Worte hervorzubringen. Ganz leise brachte sie zuerst seinen Namen heraus:

„Bruno!"

„Was meinst du?"

„Ich wollte nur fragen, — kann ich dir helfen?"

„Wobei?"

„Ich weiß nicht, — sei nicht böse, — mußt du nicht fliehen?"

„Fliehen?"

„Ja, du hast vielleicht nicht bemerkt, wie er, — wie dieser Mann dich angesehen hat. Ich aber hab' es gesehen, — ein Verdacht war in seinen Augen, — ein furchtbarer Verdacht." —

„Hedwig, — Hedwig! Und auch du, — glaubst auch du?"

„Laß uns nicht von mir sprechen. Um dich handelt sich's jetzt. Kann ich dir helfen? Ich kann dir Geld geben, wenn du vielleicht nicht genug hast. Ich hatte mir ein paar hundert Mark erspart für die Sommerreise. Willst du sie haben?"

Er trat ganz rasch unmittelbar vor sie hin.

„Hedwig, hältst du mich für schuldig?"

„Frage mich nicht, Bruno, heute nicht! Meine Gedanken sind verwirrt, ich weiß kaum, was ich spreche. Sag' mir das eine nur: Kann ich dir helfen?"

Er schüttelte langsam den Kopf:

„Nein, ich danke dir. Du gehst von einer falschen Voraussetzung aus, — ich denke nicht an Flucht. Aber ich danke dir, — ich danke dir. Ich sehe jetzt" —

„Was?"

„Nichts. Ich dachte nur laut. Ich bin glücklich über diese Stunde."

„Glücklich?"

„Ja. Weil ich fühle, daß du mich lieb hast."

„War es dafür nötig, daß diese Stunde kam?"

„Vielleicht. Ich habe manchmal nach einem guten Wort von dir verlangt, meine liebe Hedwig!"

Er zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn. Sie duldete seinen Kuß, ohne selbst ein Zeichen der Zärtlichkeit zu geben. Ihr Gesicht war totenbleich.

Sie fest anschauend, schien er mit seinen Gedanken in ihrer Seele zu suchen. Dann begann er mit schwerer Zunge wieder zu sprechen:

„Du hast alles gehört, — also auch mein Geständnis?"

„Welches?" Ihre Lippen zuckten.

„Daß ich die Kunewka besucht habe, schon bevor ich auf dem Feste vorgestern offiziell in deiner Gesellschaft ihre Bekanntschaft machte. Kannst du es mir verzeihen?"

Sie setzte ein paarmal an, ohne reden zu können. Endlich antwortete sie:

„Laß mir Zeit. Es ist ja nicht, — nicht die Sache an sich. Daß du hingegangen bist, meine ich. Sie muß einen gewaltigen Zauber auf die Männer ausgeübt haben, — ich fühlte das vorgestern abend ganz gut. Aber das andere, — daß du mir die Unwahrheit gesagt hast, — ich muß Zeit haben, darüber wegzukommen. Es hat mir einen Stoß gegeben, — mein Vertrauen zu dir hat es erschüttert."

Sie brach ab, von empordringenden Tränen erstickt.

„Ich verstehe das, Hedwig. Und ich lasse dir Zeit. Mehr als das, ich werde versuchen, dein Vertrauen zurückzugewinnen. Soweit es geht."

„Frage mich nicht weiter. Es ist eine schwere Zeit jetzt für mich."

„Das weiß ich. Und wir wollen auch gar nicht mehr von mir sprechen."

Die Hände ineinanderpressend, kämpfte sie eine Weile mit sich, bevor sie weitere Worte fand:

„Bruno" —

„Was willst du wissen?"

„Ob eine Frau, — ob sie verpflichtet ist, gegen ihren Mann auszusagen?"

„Nein, sie kann jederzeit ihr Zeugnis verweigern. Aber was hättest du gegen mich auszusagen?"

„Weißt du es nicht? Ich habe dich doch gesehen."

„Gesehen?“

„Ja, heute nachmittag. Vor dem Hause der Schauspielerin. Wir haben doch darüber gesprochen.“

„Ach, ich vergaß es. Und ich vergaß es, weil ich nicht dort war. Du hast dich getäuscht.“

Sie preßte die Lippen mit bitterem Ausdruck fest aufeinander:

„Also das brauche ich nicht auszusagen?“

„Nein, du würdest nur Verwirrung damit anrichten.“

„Gut, — ich danke dir. Aber“ —

„Was?“

„Du bist ja doch noch einmal dort gesehen worden?“

„Auf der Treppe, meinst du, — wie die Jungfer der Toten behaupten soll?“

„Nein. Vorher, — von Fräulein Hegewisch. Sie hat mit dir gesprochen.“

„Das ist richtig. Hat sie es dir erzählt?“

„Gewiß. Durch sie weiß ich überhaupt von der Ermordung der Schauspielerin.“

„Wir haben ein paar Worte miteinander gesprochen, das ist eine Tatsache.“

„Du hast ihr gesagt, — ich meine, du bist von dort in eine Sitzung gegangen?“

„Das habe ich ihr gesagt. Ich war aber in keiner Sitzung.“

„Nein?“

„Nein. Ich habe dir versprochen, wieder gutzumachen, was ich an dir gefehlt habe. Darum sage ich dir die Wahrheit auch in diesem Punkte. Ich hatte nur die Sitzung erdacht, um einen Vorwand für mein Fortgehen zu haben.“

„Ich fühlte das, Bruno. Ich hab' es gewußt.“

„Ich will dir noch mehr sagen. Die Kunewka hatte mich eingeladen, sie zu besuchen, — heute abend. Und ich habe den ganzen Tag mit mir gekämpft, ob ich hingehen sollte zu ihr. Es trieb mich und hielt mich zurück zu gleicher Zeit. Ich bin vor ihr Haus gegangen, — dort hat Fräulein Hegewisch mich gesehen. Sie war mir in jenem Augenblick wie ein Bote von dir, — von Elli. Das Bild meiner stillen, glücklichen Häuslichkeit trat vor mich hin. Halb war ich vorher schon entschieden, das Haus nicht zu betreten, nun war ich es ganz. Ich bin fortgegangen und nicht zurückgekommen.“

„Wenn ich, — wenn ich dir glauben könnte!“

„Arme Hedwig, — du leidest. Ich verstehe dich, fühle, wie das Mißtrauen an deinem Herzen reißt. Aber glaube mir, ich leide auch. Vielleicht noch mehr als du. Wenn ich“ —

„Was meinst du? Warum sprichst du nicht weiter?“

„Nein. Es muß unausgesprochen bleiben. Aber versuche, mir wieder zu vertrauen.“

„Ich — will es versuchen.“

„Ich hab' es noch nie so tief gefühlt wie heute, was du mir geworden bist im Laufe der Jahre und was du aus mir gemacht hast. In meiner Jugend war ich ein toller, wilder, leidenschaftlicher Bursche. Der wollte noch einmal aufleben in den letzten Wochen, — die Kunewka wollte ihn wecken. Und beinahe, — aber nun bin ich wieder frei.“

„Durch ihren Tod.“

„Die Arme hat sterben müssen. Aber ich bin frei.“

Unwillkürlich wich Hedwig einen Schritt vor ihm zurück, und erst nach einem bangen Zögern tat sie eine neue Frage:

„Bruno — soll ich ihr, — Fräulein Hegewisch sagen, daß sie schweigt über die Begegnung mit dir vor dem Hause der“ —

„Nein, laß das. Die Folgen meines Tuns muß ich tragen. Aber nun komm, es ist spät in der Nacht, wir wollen uns niederlegen und versuchen, ob wir schlafen können.“

„Ich glaube diese Nacht nicht an Schlaf.“

„Dann wenigstens ruhen. Es werden Tage kommen, in denen wir beide Kräfte nötig haben. Wir müssen sehen, sie zu gewinnen. Komm.“

* * *

„Wie gesagt, ich war sehr im Zweifel, ob ich nicht doch zur Verhaftung schreiten sollte.“

„Um Gottes willen nicht! Vorläufig haben wir dafür keinen zwingenden Grund.“

„Herr Staatsanwalt verzeihen. Verdächtig im höchsten Maß ist mir das Verhalten des Herrn Regierungsrats. Er ist im Hause der Kunewka von einer scheinbar zuverlässigen Zeugin zu einer Zeit gesehen worden, die der Begehung des Mordes mutmaßlich sehr nahe liegt. Er hat mir zugegeben, die Tote gekannt, in letzter Zeit ein paarmal besucht zu haben. Er leugnet aber mit einer besonderen Hartnäckigkeit, gestern wieder dort im Hause gewesen zu sein. Verdächtig mindestens muß man das nennen.“

„Verdächtig gewiß. Das muß ich Ihnen ohne weiteres zugeben, mein lieber Herr Kommissar. Aber nicht unbedingt beweiskräftig. Und einen bestimmten Beweis müßte man haben, wenn man die Verhaftung eines gebildeten, angesehenen Mannes in solcher Stellung vor sich selbst rechtfertigen wollte. Nein, ich bin Ihnen sehr dankbar, daß uns dieser Skandal erspart geblieben ist. Unser Regierungspräsident ist ein sehr empfindlicher Herr, und er würde sicher einen Mordsspektakel machen, wenn wir die Hand auf einen seiner Beamten legten, ohne derartige Verdachtsgründe zu haben, daß jeder Widerspruch schweigen müßte.“

Das Gespräch fand in der Frühe des Wintermorgens auf der nassen, mit weichen Schneeflocken bestreuten Straße statt, während Staatsanwalt Lüdemann und Polizeikommissar Brennert unter aufgespannten Regenschirmen eilig dem Hause zuschritten, das durch den Mord am vergangenen Abend plötzlich eine so traurige Bedeutung erlangt hatte. Der Kommissar hatte dem Vertreter des Gesetzes bei Morgengrauen Bericht über den Vorfall erstattet, und sie waren zusammen jetzt eilig auf dem Weg, um an Ort und Stelle eine gemeinsame Lokalinspektion vorzunehmen.

Staatsanwalt Lüdemann glich keineswegs einem schneidigen Ankläger von Beruf. Sein volles, rosiges Kindergesicht mit einem kleinen, blonden, flaumigen Schnurrbart ließ ihn weit jünger erscheinen, als er wirklich war. Seine Züge verrieten mehr Bonhomie als juristische Strenge, und sein Lächeln war von harmloser Liebenswürdigkeit. Aber hinter dem Kindergesicht verbarg sich ein scharfer Verstand, und er war als Beamter ebenso gefürchtet wie als heiterer Gesellschafter beliebt.

Etwas mißmutig ging der Kommissar ein paar Augenblicke schweigend neben ihm hin, um dann das Gespräch mit einem bitteren Lächeln wieder aufzunehmen:

„Rücksichten müssen ja vielleicht genommen werden, obwohl jeder Kriminalist genau weiß, daß Bildung und gesellschaftliche Stellung durchaus nicht immer ein Schutz gegen das Verbrechen sind.“

„Gewiß nicht. Aber wir kennen den Fall bisher zu oberflächlich, um sichere Schlüsse ziehen zu können. Mir ist aufgefallen: Sie haben vorhin die Worte „scheinbar“ und „mutmaßlich“ gebraucht. Solange wir mit solchen halben Sicherheiten zu rechnen gezwungen sind, haben wir den festen Weg, der zum Ziele führt, noch nicht gefunden.

Den Ausdruck „mutmaßlich“ gebrauchten Sie hinsichtlich der Zeit des Mordes. Haben Sie bereits ermittelt, wann man die Tote zuletzt lebend gesehen hat?“

„Soviel ich bis jetzt weiß, hat sie das Haus nachmittags nicht mehr verlassen. Sie hatte morgens im Theater eine lange Probe zum „Othello“, der für heute angesetzt war, und worin sie die Desdemona spielen sollte. Die Probe hat bis gegen zwei Uhr gedauert.“

„Ein sonderbares Zusammentreffen! Heute hätte sie sich auf der Bühne sollen erwürgen lassen, und gestern ist sie tatsächlich erwürgt worden. Diese Probe für das Trauerspiel ist allzu realistisch ausgefallen.“

„Vielleicht aber gibt uns das merkwürdige Zusammentreffen einen Fingerzeig. Othello mordet aus Eifersucht, und auch Othello ist ein gebildeter Mann.“

„Lieber Herr Kommissar, verbeißen Sie sich nicht auf einen bestimmten Verdacht, bevor Sie unumstößliche Tatsachen in Händen haben, Tatsachen, — Tatsachen, das ist es, was wir gebrauchen. Dann erst kann sich die Phantasie an die Arbeit machen. Sie haben Phantasie, und ich schätze das besonders an Ihnen. Aber das ist eine Waffe, die manchmal zurückprallt auf den, der sie gebraucht. Also, Tatsachen!“

„Ich hoffe, wir werden sie heute noch finden.“

Fortsetzung folgt.

Wonne des Reisens.

Von Hans Bethge.

Reisen? Himmlisch!

Reisen ist eins der leuchtenden Blumenbeete in dem verwilderten Garten unseres Daseins. Ich meine das Reisen um des Reisens willen, ohne Zweck, oder doch nur mit dem einen Zweck: sich in der Welt zu tummeln, anmutige Gegenden kennen zu lernen, Abenteuer zu bestehen, sich vom Strom des Daseins tragen zu lassen. — Immer auf dem gleichen Fleck dieser Erdscholle sitzen: das ist auf die Dauer unmöglich. Man würde verdumpfen, man würde geistig verkümmern. Man muß zuweilen zum Morgenkaffee Hamburger „Rundstücke“ essen statt der Berliner „Knüppel“. Man muß zuweilen in Kajüten schlafen statt in dem eigenen Bett, von dem aus man fortwährend auf das gleiche Tapetenmuster starrt, bis man es nicht mehr aushält. Kurz, man muß ab und zu reisen. Unerträglich wäre sonst das Dasein.

Wer kein Verlangen in die Welt hat, ist ein geborener Knecht. Tiere haben kein Verlangen in die Welt. Reisen macht frei, Reisen bildet, Reisen erquickt, Reisen verleiht Flügel.

Natürlich muß man zu reisen verstehen. Wer ideal zu reisen weiß, verspürt den herrlichsten Rhythmus des Wechsels, und was ist schöner als Wechsel, Veränderung, freiwilliges Preisgeben des Erschöpften, hoffnungsvolles Suchen des Unbekannten?

Welch herrliches Gefühl, wenn man seinen lieben alten Koffer hervorholt, den Staub herunterwischt, dann liebkosend über das Leder fährt und anfängt einzupacken. Dieser alte Genosse hat schon manches erlebt und vieler Herren Länder gesehen. Er ist an allen Seiten beklebt mit den lustigen Reklamezetteln ferner Hotels, die am Meere liegen, am Wüstenrand, auf Bergen, in den Nestern kleiner entlegener Staaten und in den Städten der großen Welt.

Da sind noch ein paar andere treue Kumpane, die mich auf allen Reisen begleiten. Ich bin im glücklichen Besitz eines köstlichen steirischen Lodenhutes. Ich besitze ihn seit Jahrzehnten, er hat die Form einer Pickelhaube, man kann ihn knüllen und knautschen, er bleibt immer schön, er hat im wechselvollen Laufe der Zeiten einen wundervollen Edelrost angesetzt, ähnlich wie Bronze den schillernden Grünspan ansetzt, und ich glaube nicht, daß mir das Reisen noch Spaß machen würde, wenn ich diesen lieben, treuen Hut verlöre. Da sind ferner ein Paar gute Rindsledergamaschen, schöner als alle modernen Formen, leicht und unverwüstlich, an den Seiten mit Lederriemen emporzuschnüren; sie stammen noch aus der schönen Zeit, da ich als junger Kerl auf demselben mitteldeutschen Gutshof, auf dem mein Vater in jungen Jahren als Verwalter tätig gewesen war, bei einem ewig schimpfenden Trainer das Reiten lernte. Diese Gamaschen sind auf Reisen immer bei mir, sie schützen mich im struppigen Heidekraut, auf umgebrochenen Ackerschollen hinter Hasen her, in rauhen Felsengegenden Afrikas und in dem fettigen Boden der Marsch.

Welch ein Genuß schon das Reisen auf der Landkarte! An stillen Winterabenden nimmt man begehrlich den Atlas vor, macht Pläne, tastet vertraute Gebiete ab, die mit geliebten Erinnerungen verknüpft sind, oder man sucht neue Gegenden auf, zu denen uns ein unbändiges Verlangen zieht, und phantasievolle Bilder schweifen durch das sehnsuchtsvolle Hirn.

Die Reiseziele waren immer der Mode unterworfen. Vor hundert Jahren suchte man in der Postkutsche eine Reihe kleiner Bäder auf, die man heute kaum noch dem Namen nach kennt. Eine Zeitlang war der Rhein in Mode, es war die Zeit der Romantik. Dann Italien. Die Schweiz. Die See. Aegypten. Norwegen. Und die letzte Etappe: Winter im Gebirge, mit dem Ski und Rodel.

Unvergeßlich die ersten Reisen, die man als junger Bursche unternahm. Es waren die primitivsten, aber die eindrucksvollsten, das Herz war jung und voller Begeisterung, alles, was man sah, war neu, und in jugendlichem Ueberschwang meinte man triumphierend, man sei der Herr der Welt!

Niemals war es so bezaubernd in Italien wie damals, wo man als kecker Student das erste Mal, mit den bescheidensten Mitteln ausgerüstet, aber völlig sorgenlos, bis hinab nach Neapel schwärmte, in kleinen, verqualmten Trattorias Chianti trank und in Gasthöfen kampierte, in denen man mancher zweifelhaften Gestalt vom Rinaldini-Typus begegnen konnte. Niemals habe ich so genußreich ein Gebirge durchwandert wie damals, als ich, ein schmaler Tertianer, mit einem gleichaltrigen Freunde den Thüringer Wald durchstreifte, staunend und voll romantischer Träume, das erstemal aus dem elterlichen Hause entlassen. Viele späteren Reisen sind verblaßt, — jene ersten sind in allen ihren Einzelheiten wach geblieben.

Wohin wir auch reisen und so viel Ballast wir auch daheim lassen (man kann gar nicht genug daheim lassen), — etwas begleitet uns immer: unser eigenes Ich. Ihm können wir nicht entrinnen. Im letzten Sinne kommt es deshalb nicht auf die Eindrücke an, welche uns eine Reise bietet, sondern darauf, wie unser Inneres auf diese Eindrücke reagiert. Wir sehen eine holde Landschaft eigentlich nicht in uns hinein, sondern wir sehen sie aus uns heraus, — aus unserer heiteren oder gequälten Seele, je nachdem. Wer glücklos ist und nun auf Reisen geht, in der Hoffnung, er werde durch den Zauber einer neuen Umgebung das Glück gewinnen, sieht sich immer getäuscht. Nein, der Glückliche selbst soll auf Reisen gehen, er ist der wahrhaft genießende und ideale Reisende: ihm liegt die Welt in ihrer heitersten Schönheit da. Glückliche Reise!

Der Schmetterling.

Skizze von Wolfgang Federau.

Er war der Einzige, und das empfand er zuweilen selbst als schmerzlich. Besonders in diesem letzten, so grausam kalten Winter, in dem er nur selten auf die Straße gehen durfte und immer gleich so entsetzlich fror, wenn es doch einmal geschah, daß er schleunigst wieder in die Wohnung flüchtete. Er hatte viele Spielsachen, gewiß. Aber vielleicht wäre er zufriedener gewesen, wenn er sie mit einem anderen teilen müßte.

Gern hätte er ein Brüderchen gehabt — ja, sogar mit einem Mädchen wäre er zufrieden gewesen. Mehrfach bat er seine Mutter darum — sie errötete und sagte: „Warte nur, Liebling — man muß nicht so ungeduldig sein.“ Er wartete sehr lange. Als das nichts half, faßte er sich ein Herz und trug mit mühsam aufgebrachter Energie den Wunsch dem Vater vor. Der lachte nur und sagte „Woll'n mal sehen.“ Aber es kam kein Brüderchen und nicht einmal ein Schwesterchen.

Einen Erfolg hatte dieser unerfüllt gebliebene Wunsch freilich — der Kleine lernte, sich allein zu beschäftigen. Er lernte, mit sich selbst und mit den Dingen, die ihn umgaben, die zu seinem Reich gehörten, zu spielen und jeder Sache, jedem Holzklötzchen, jeder Schachtel, jeder Garnrolle den Hauch seiner eigenen Seele einzuflößen. Und als der Frühling endlich kam, mit Sonne, Wärme und lauem Wind, als er nach so langer Haft endlich wieder auf die Straße durfte, da verband er sich nicht mit den anderen Drei- oder Vierjährigen zu einer wilden, tobenden, schreienden Rotte Korah, sondern trieb — abseits von den Vielen, ein vollkommener Aristokrat — seine eigenen, seltsamen und kindlichen Spiele. Spiele, die von allem abwichen, womit seine Altersgenossen sich beschäftigten, deren Sinn niemand so recht begriff.

Seine Eltern wohnten in einer stillen, abseits von allem Verkehr liegenden Straße, wo es zwar keine öffentlichen Spielplätze, aber auch keine Autos und Straßenbahnen gab. Und das war gut, sehr gut. Denn, was der Kleine sich bei seinem Spiel ausdachte, schien zu verlangen, daß er gelegentlich, in sich versunken, mit abwesendem Gesicht mitten auf dem Fahrdamm stehen blieb und nichts sah und hörte von all dem, was um ihn herum geschah. Autos aber und Straßenbahnen nehmen wenig Rücksicht auf die Spiele der Kinder und auf ihr träumendes Verweilen inmitten der Straße.

Einmal, da er so dastand, träumend, grübelnd und entrückt, fiel sein Blick auf einen Schmetterling, auf einen Zitronenfalter, der aufreizend nahe vor seinen Augen durch die Luft gaukelte. Schmetterlinge sind nicht gar zu selten hier am Rande der Stadt, wo noch jedes zweite Haus von einem Garten umgeben ist und Feld, Wiese, Wald in zehn Minuten zu erreichen sind. Aber dieser Zitronenfalter war der erste des Frühlings, und der kleine, verträumte Junge entsann sich nicht, eine solche lebendige Blume je vorher gesehen zu haben.